

REISEN MIT FLIXBUS



Seitdem der Fernbusverkehr in Deutschland 2013 liberalisiert wurde und es aufgrund des Personenbeförderungsgesetzes erlaubt ist, in Konkurrenz zur Deutschen Bundesbahn zu treten, gab es anfangs mehrere Anbieter auf dem Markt. Manche erinnern sich vielleicht noch an *Mein Fernbus.de*. Seit vier Jahren hat Flixbus den Markt komplett übernommen, so

dass es sich fast schon um ein Deonym handelt, also um die Wandlung von einem Eigennamen zum Gattungsnamen, wie Tempotaschentuch oder Tesafilm.

Flixbus scheint also alles richtig gemacht zu haben, mit mehr als 60 Millionen Fahrgästen seit der Gründung im Jahr 2011 und über 300 Haltestellen europaweit. Trotzdem verwässert so ein Deonym natürlich die Tatsache, dass es sich bei Flixbus um ein Start-Up-Unternehmen handelt, das Subunternehmer beschäftigt und neoliberal nicht gewerkschaftlich organisiert ist. Auf meine telefonische Anfrage, ob die Busfahrer mehr als den Mindestlohn von 8,50 EUR in der Stunde verdienen, bekomme ich ausweichende Antworten. Man verweist mich auf die Internetpräsenz von Flixbus, die mir diese Frage letztlich auch nicht beantwortet.

Gründer und Geschäftsführer heißen hier Founder und CEO, alle werden nur mit Vornamen benannt. Da gibt es Torben, Panya, Jochen, André und Daniel, die fröhlich in die Kamera lachen, als würde es sich um eine Dating Agentur handeln. Der Business Code: Anzug, Krawatte, Hemd, ist auf allen Fotos mehr oder weniger angeschnitten sichtbar. Jochen, Founder & Managing Director, trägt als einziger einen Hoodie (früher sagte man Kapuzenpullover) in dem gleichen laubfroschgrün, an dem man auch den Flixbus auf der Autobahn erkennt.

Den Werbefilm anzuschauen - selbstverständlich kann man das auch auf YouTube - ist hart. Arbeiten bei Flixbus scheint alles außer arbeiten zu sein. Man sieht gut gelaunte junge Menschen, die, auch wenn sie Deutsche sind, in Englisch über ihren tollen Job sprechen

und anschließend auf einer weitläufigen Dachterrasse über den Toren einer großen Stadt Bier aus Flaschen trinken. Politisch korrekt geht es auch zu, fast jede Ethnie kommt zu Wort, alle bestätigen, wie offen, liberal und kreativ es bei ihnen zugeht.

Kommt man dann in Berlin auf den Zentralen Omnibusbahnhof (ZOB), der im Gegensatz zu anderen Städten nicht neben dem Hauptbahnhof, sondern in der Nähe des Messezentrums liegt, könnte man für den Bruchteil einer Sekunde annehmen, die Firmenphilosophie von Flixbus spiegele sich auch in den Fahrgästen wieder. So international, wie es in der Wartehalle zugeht, präsentiert sich Berlin sonst selten im

Stadtbild. Doch auf den zweiten Blick fällt vor allem eines auf: Armut. Woran macht man das fest? Wer sieht wann und warum arm aus? Sind es die schlecht gefärbten Haare der Frauen, die vom Rauchen grauen Gesichter der Männer, die ungünstige Farbkombination der Kleider? Letzteres sieht man manchmal auch auf dem Catwalk,



Prada kombiniert oft schwierige Farben miteinander. Doch auf dem Laufsteg würde man niemals an Armut denken. Liegt es an dem Wissen, dass nur Flixbus fährt, wer sich nicht einmal den Sparpreis bei der Deutschen Bundesbahn leisten kann? Man also per se schon eine ganz andere Klientel als in der Bahn erwartet?

Leider kann man Armut auch riechen. Als ich die voll besetzte Wartehalle vom ZOB betrat, schlug mir eine Welle übelster Gerüche entgegen, vor allem abgestandener kalter Rauch, der aus der Kleidung der Fahrgäste stammen musste. Deodorant schien hier außer ein paar Studenten – sie waren die einzigen, die in ein Mac Book tippten – nur wenige zu benutzen. Als eine mittelalte Frau mit zuckerwatte-weiß-gefärbten Haaren, weißen Stiefeln

und weißer Handtasche ihren Arm hob, haute mich die Mischung aus billigem Parfum und Schweiß beinahe um. Später im Bus war es genauso.

Englisch sprachen hier nur die wenigsten, auch das ein starker Kontrast zu den FOUNDER, CEO und PROJECT MANAGERN im Werbefilm von FlixBus. Mehrmals wurde ich von vermutlich osteuropäischen Fahrgästen gebeten, ihnen das GATE (FlixBus nennt die Haltestellen, an denen die Busse abfahren so, als wären wir auf dem Flughafen) zu zeigen. Bei manchen war ich mir nicht sicher, ob sie überhaupt lesen konnten.

Ich saß schon eine Weile in einem gelben Wartesaal-Hartschalen-Sessel, als ich eine Gruppe von bestimmt 10 Personen auf mich zurollen sah. Ja, mir kam es wie ein Schiff vor, das sich gegen jegliche Gesetze der Höflichkeit seinen Weg bahnte. Zwei jüngere Männer mit dunklen Haaren und Bärten mussten zur Seite springen. Vermutlich wollten sie sich Plätze organisieren, denn rechts und links neben mir war noch frei. Doch dann schienen sie es sich anderes überlegt zu haben. Der Bug des Schiffes der Frauen mit zahlreichen Rocksichten hielt mir einen schmutzigen Zettel hin. Ich hielt die Luft an und fühlte mich in meiner Atemlosigkeit schon wie ein schlimmer Rassist. Einen Augenblick dachte ich, es handele sich um einen Trick und hatte Angst, die Frauen würden mir alles *abnehmen*, wie wir früher im Schulbus gesagt hatten. Damals wurden einem alles *abgenommen*, was irgendwie teuer aussah oder was die anderen nicht hatten: Caprisonne, Duplo, Mütze mit Pelzbesatz, teure Stifte, etc. Zuhause bekam ich dann Ärger, weil ich meinen Besitz nicht verteidigt hatte. Dabei hatte meine Mutter keine Ahnung von den Hierarchien und den strengen Gesetzen in einem Schulbus.

Einen kurzen Moment war ich deshalb in der Wartehalle bereit, meine schwarze Longchamp-Handtasche und meinen roten Samsonite Bordrolley light ansatzlos herzugeben. Klare Sache, die Frauen mit den zahlreichen Rocksichten, trotz der Kälte in Flipflops, hatten nur großräumige karierte Einkaufstaschen aus Plastik. Am besten gab ich meine Adidas-Turnschuhe auch noch gleich mit.



Doch dann setzte ich mich aufrecht hin und nahm den schmutzigen Zettel mit spitzen Fingern und rot lackierten Nägeln entgegen. Es dauerte eine Weile, bis ich das Wort BUKAREST lesen konnte. Erleichtert über die glückliche Fügung, die dieses Wort in mir auslöste, ging ich mit den Frauen und den vielen karierten Einkaufstaschen zum INFOPOINT in der Wartehalle. Nach langwierigen Verhandlungen fand ich heraus, dass sie zuerst nach München und von dort in den Bus nach Bukarest steigen mussten. Als ich sie zum GATE begleitet hatte, an dem ein Bus nach München fuhr, stellten sie die vielen karierten Einkaufstüten ab und gingen ohne Dank oder ein Wort des Abschieds in Richtung Toiletten und ließen mich so verloren zurück. Ich hätte beinahe mein eigenes GATE nicht gefunden. Dort hatten sich schon viele Fahrgäste an dem Stauraum für das Gepäck versammelt.

Als der Busfahrer mit laubfroschgrünem Hemd und gleichfarbiger Krawatte mich etwas fragte, verstand ich *Wie geht es Ihnen?* Und antwortete darauf, *gut*. Woraufhin er sagte, *nein, nicht nach Hof*.

Ein surrealer Dialog, gespeist aus der Hoffnung einer Zuwendung, nachdem mich die Frauen mit den vielen Rocksichten einfach stehen gelassen hatten. Ich entschuldigte mich bei dem Busfahrer für die misslungene Unterhaltung, stieg in den Bus und war enttäuscht über die Ausstattung. In meiner verwöhnten Phantasie hatte ich es mir ein kleines bisschen luxuriöser vorgestellt, wenigstens eine bessere Kühlung, ein verstellbarer Sitz.¹ Missmutig setzte ich mich hin und hörte Fahrgäste im hinteren Teil des Busses streiten. Eine blonde Studentin wollte nicht neben einem jungen Mann mit dunklen Locken und fast schwarzen Augen sitzen. Mehrere andere Männer in grauen Jogginganzügen und braunen Slippers stimmten eine Fußball-Hymne an. Und dann geschah etwas

¹ Laut WIKIPEDIA lässt Flixbus 1.000 Busse unter seiner Flagge fahren, besitzt allerdings nur einen einzigen Bus selbst. Die anderen stammen von PARTNERUNTERNEHMEN, also Subfirmen

Unglaubliches. Der Busfahrer betrat den Bus, schaute sich um, ging in den hinteren Teil und wieder zurück und entschied super lässig, wer wo sitzen sollte. Mit einer Sicherheit, als hätte er eine mehrjährige gruppendynamische Ausbildung hinter sich, dirigierte er die Männer in den Jogginganzügen nach vorn und platzierte sie gleich hinter seinem Fahrersitz. Wie ein routinierter Lehrer, der weiß, die Rabauken der Klasse hat man besser im Blick, in seinem Fall, direkt im Rückspiegel.

Den jungen Mann mit den dunklen Locken und fast schwarzen Augen setzte er neben mich und verschaffte mir damit eine widererwartend interessante Fahrt. Denn Amir, 18 Jahre alt, ist seit 18 Monaten in Deutschland, er lebt in einer Betreuten-WG in Erkner, einer Kleinstadt südöstlich von Berlin. Seit anderthalb Jahren lernt er jeden Tag sechs Stunden Deutsch. Das alles erzählte er mir mit einem so großen Enthusiasmus, ich wäre gern selbst mit in den Unterricht gekommen, in die befriedete Welt der Tempi und Präpositionen.

Am liebsten wollte Amir mit mir über Himmelsrichtungen sprechen. *Hamburg liegt im Norden, München im Süden*. Ich hätte ihn natürlich lieber nach seiner Flucht gefragt. In meiner Naivität einer prekären, aber dennoch alimentierten Existenz war es für mich unvorstellbar. An manchen Tagen der Woche konnte ich nicht einmal aufstehen, wie also fliehen? Vorsichtig versuchte ich das Thema in diese Richtung zu lenken. Aber plötzlich wurde Amir einsilbig, sein offener Blick verdüsterte sich, das Lachen schwand.

Als wir uns verabschiedeten, sagte er, mir würde eine Flucht niemals gelingen. Auf meine Frage warum nicht, antwortete er, *weil Du eben nur ein iPhone 3 hast*.

